

# WINSENER HEFTE

Literarische Mosaiksteinchen

---

Roland Exner

Flüchtige Begegnung

Heft 17

WINSENER HEFTE  
Seit 1989  
Herausgeber: Hans Boldt

© Copyright Hans Boldt Literaturverlag GmbH, Winsen/Luhe 2003  
Satz: Nicole Lockner  
Druck: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar  
ISBN 3-928788-42-6

**Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Roland Exner

hat, wenn auch recht spät, zwei Kinder gezeugt, ein Haus gebaut und mehr als einen Baum gepflanzt. Damit hätte er eigentlich, einer alten schwäbischen Weisheit folgend, das Wichtigste im Leben eines Mannes getan. — Gleichwohl: Die Jahre, die er als junger Mann in politischer Haft verbracht hat, haben sein Lebensgefühl geprägt.

Wir haben uns 1990 kennengelernt. Roland Exner schrieb damals an einem Buch über sein Erleben am 13. August 1961 und über die Zeit in Bautzen. Im Januar 1991 schrieb er mir in einem Brief:

Inzwischen ist mir klar geworden, warum ich das Buch jetzt „30 Jahre danach“ schreiben mußte. Die deutschlandpolitische Entwicklung war nur der äußere Anlaß. In Wirklichkeit wurde mir mit dem äußeren Zeitrahmen (Bau und Fall der Mauer) bewußt, daß ich in dieser Zeit praktisch „nichts geschafft“ habe; daß mein Leben, wenn ich jetzt stürbe, gescheitert wäre — und daß dieser „gescheiterte Weg“ damals begann.

Wir haben uns in der Folgezeit mehrfach getroffen und zahlreiche Briefe gewechselt. Im Juli 2001 schrieb Roland Exner in einer E-Mail:

Ich schicke Ihnen ein kleines Gedicht mit, das ich gestern beim Suchen von irgendwelchen Unterlagen zufällig als Zeitungskopie gefunden habe. Ich freue mich, wenn ich so etwas wildfremde, weil da so Gefühle völlig frei in Worte „fließen“; zunächst einmal ist es egal, ob das „gut“ geschrieben ist oder nicht.

Dieses Fließen von Gefühlen in die Sprache, daß so etwas manchmal passiert, ist das Schöne an sich.

## **Der Steinbruch**

Dort im Berg  
schlummert ein Riese;  
aus seinem Herzen wachsen Bäume,  
auf seinem Kopf blühen Blumen,  
in seinen Adern  
fließt das reine Wasser.

Er ahnt noch nichts von seinem Tod.

Er weiß noch nicht  
daß Felsen  
so leicht zu brechen sind  
wie Worte.

Ade, lieber Riese,  
die Menschen haben Dich verraten.

Weinen werden sie später.

Wir haben mehrfach über sein Lebensgefühl gesprochen. Dazu schrieb er im Dezember 2002 in einer E-Mail:

Es sieht so aus, als sei ich noch dabei, das Gefängnis zu verarbeiten, aber ich glaube, das ist nicht der zentrale Punkt. Der „Knast“ ist ein starkes Symbol für alle Beschränkungen, vor allem die negativen Gedanken. Je mehr man darin gefangen ist, desto stärker wirkt vielleicht das „Gefängnis“ als Symbol, vielleicht als verstärkendes Element in einem Teufelskreis. Die eigenen inneren Beschränkungen, Einengungen, schwarze Löcher zu überwinden, sind ein Problem, mit dem, glaube ich, viele Menschen konfrontiert sind, auch wenn sie nie im „eigentlichen“ Gefängnis waren. Insoweit ist es ein Symbol.

Roland Exner hat in früheren Jahren zahlreiche Erzählungen geschrieben und etliche davon in letzter Zeit wieder ausgegraben. Eine Auswahl wird in diesem und im nachfolgenden Widener Heft veröffentlicht.

**Hans Boldt**

**Inhalt:**

Palladin und die Wunderlampe	5
Flüchtige Begegnung	11
Traumstadt	16
Das Lösungswort	21

## **Palladin und die Wunderlampe**

Joe spuckte in weitem Bogen in die halb zugefrorene Pfütze, die ansonsten von den nassen, tauenden Schneeflocken genährt wurde.

Ein Ehepaar hastete gerade unter der Brücke hindurch. Der Mann führte eine riesige Dogge an der Leine, die Frau trug einen teuren Pelzmantel, ein Silberfuchs vielleicht. Beide mühten sich krampfhaft, Joe nicht anzuschauen, so schien es ihm jedenfalls. Hatten wohl Angst, er könnte um Geld betteln. Jetzt zeigte der Mann in die Ferne, wo in der beginnenden Dämmerung die Lichter Manhattens flinkerten. Joe fluchte leise. Hey Man, dachte er, du solltest lieber auf deine Dogge zeigen, und zu deiner Frau sagen: „Schau, meine Liebe, wie gut hat's unser Hund doch im Vergleich zu dem armen Schlucker da..." Nein, mit der Dogge wollte er doch nicht tauschen. Aber es war schon zum Kotzen, das alles. Und zu Weihnachten erst recht. Er beugte sich ein wenig nach vorn und hielt seine Hände an die kleine verrußte Petroleumfunzel. Verdammt kalt war es, deswegen waren die meisten seiner Lebensgenossen jetzt im U-Bahnschacht, dort war's wärmer, aber es gab auch viele Ratten, solche mit vier, und solche mit zwei Beinen...

Es war wirklich zum Kotzen, aber inzwischen wusste er immerhin, woran es lag, dass er immer tiefer abgerutscht war. Er hatte immer so verdammt klare Gedanken, und die besten Ideen, aber er konnte nichts in die Tat umsetzen.

Nichts, als trüge er unsichtbare Fesseln. Doch jetzt konnte er es schaffen, jetzt oder nie! Mit etwas Rückendeckung von Bill. Vor dreißig Jahren waren sie zusammen auf die Schule gegangen, und vor einem Jahr hatten sie sich wieder getroffen. Bill war Millionär geworden, mehrfacher Millionär, und er hatte noch nicht mal die Highschool besucht. Bill hatte vorgeschlagen, bei ihm zu wohnen und zu essen. Sogar einen Laden in guter Lage hatte er ihm angeboten. Das alles wollte Joe nicht. Aber Bill hörte sich von Joe, dem zerlumpten Penner, all die Argumente an, warum nach der deutschen Wiedervereinigung die DM gegen den Dollar steigen sollte, und dass es deswegen profitabel sein müsse, einen DM Call zu kaufen, und Bill hatte versprochen, für Joe dieses Geschäft zu machen und ihm den eventuellen Gewinn auszuzahlen.

Gestern wären es fast 8000 Dollar Gewinn gewesen, wenn Bill den Call wirklich gekauft hatte, ein unglaubliches Vermögen für Joe. Und auch ein toller Erfolg, da 90 Prozent aller Terminmarktspekulanten Verlust machen. Aber das waren seine klaren Gedanken, und endlich hatte er mal danach gehandelt, wenn auch mit Hilfe eines anderen.

Er schaltete das kleine Transistorradio an. Was hörte er da? Dieser Schewardnadse war zurückgetreten. An den internationalen Finanzmärkten begann die DM zu fallen. Er schob sich einen Kaugummi in den Mund und überlegte, ob das wieder nur so eine Tagesbewegung sein würde. Nein, jetzt kam wohl die Angst hoch, das riesige Sowjetreich könnte zerbrechen oder wieder zur Diktatur zurückkehren. Das würde auch die Einschätzungen über die Zukunft Germanys und der Deutschen

Mark gewaltig eintrüben. Und mit der Angst ist es oft so, dass sie sich vermehrt wie Bakterien, die auf guten Nährboden fallen. War die Angst schon da angelangt? Zumindest hatte der Optimismus nun einen Knacks. Besser raus aus der Mark!

Jetzt hätte er eigentlich aufstehen müssen - die Telefonzelle war nur 50 Stufen zur Straße hoch und dann ein paar Schritt entfernt, aber da war plötzlich wieder diese verdammte Lähmung.

Wie erstarrt saß er da. Diese innere Starre, die nichts mit der feuchtkalten Winterluft zu tun hatte. Er neigte sich nach vorn und strich sanft über die Petroleumlampe.

"Was soll ich denn tun?" flüsterte er.

"Na, aufsteh'n und Bill anrufen, was denn sonst?", flüsterte die Lampe zurück. Er starrte sie ungläubig an, kicherte leise. "Ich glaub', ich hab' zuviel gesoffen, es ist wegen der Kälte, verstehst du? Aber egal..."

Er griff nach der Flasche, schwenkte sie in der Luft und schwankte dabei, auf der zerlumpten Matratze sitzend, mit dem Oberkörper hin und her.

"Egal", lallte er, "recht hast du!"

Er stand ächzend auf, streckte die kältestarren Glieder und stieg langsam die Stufen hoch. Er kramte in seinen Taschen nach dem Zettel mit Bills Telefonnummern... Verdammt, Bill hatte drei Nummern, und Joe hatte nur ein paar Cents; das reichte gerade für einen Anruf.

Er versuchte es mit der Privatnummer, aber da meldete sich nur eine alte Dame. Ob Bill ihn zurückrufen könne? Nein, das ging natürlich

nicht.

Er schwankte langsam über die Straße bis zu dem riesigen Bankgebäude, starrte auf den Monitor. Noch sechseinhalbtausend Dollar war der DM Call wert. Und jetzt schon wieder vier Ticks weniger, das waren 50 Dollar. Und wieder zwei Ticks, 25 Dollar. Und wieder ein Rutsch - acht Ticks.

Ach, vielleicht hatte Bill den Call schon längst verkauft, weil er nichts mehr von ihm, dem Penner Joe, gehört hatte. Oder er hatte nur versprochen, das Geschäft zu machen, und in Wirklichkeit war gar nichts passiert. Nein, eigentlich hielt Bill immer, was er versprach.

Er schlich in den dunklen Hinterhof der Bank, um nach den Charts zu schauen. Das waren dicke Hefte, in denen die ganzen Kursbewegungen von allem aufgezeichnet waren, was an den Börsen gehandelt wird. Wenn die neuen Charts kamen, warfen die von der Bank die alten immer in den Papiercontainer.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber es war bitterkalt. Meist machte ihm das gar nichts aus, aber heute ...

Er steckte die Charthefte in den zerlumpten Rucksack und ging, sich an der Wand stützend, zurück zur Straße. Sollte er doch lieber zur U-Bahn?

Nein, nein, nein - lieber wieder zu der Brücke da unten. Er stützte sich auf das Geländer an der Wand und ließ sich von der Schwerkraft die Stufen hinabziehen.

Er seufzte, als er sich auf seinen Platz setzte, raffte ein bisschen

Zeitungspapier zusammen, knackste ein paar Zweige klein, zündete das Häufchen an, und die Petroleumfunzel auch. Er schüttelte die halbvolle Weinflasche; trank ein paar Schluck, noch ein paar, jetzt lieber alles auf einmal. Er stellte sich vor, Bill hätte ihm gerade die sechseinhalb tausend Dollar ausgezahlt, fast alles Hundert-Dollar-Noten, und ein bisschen Kleingeld. Er breitete die Scheine vor sich aus, ein Geldteppich in dem flackernden Licht. "Hey, Bill, heut lad' ich dich ein!" flüsterte er. Jetzt raffte er das Geld zusammen, warf es in die Luft und tanzte um das kleine Feuerchen. Plötzlich blieb er stehen und hob mahnend den Finger. "Joe, so darfst du mit dem Geld nicht umgehen!" lallte er. "Für ein paar hundert Dollar gön'n' ich mir was, und noch ein paar hundert Dollar zum Überleben für die Wintermonate. Und den Rest investier' ich wieder!"

Er ließ sich auf die Matratze fallen, starrte in die Lampe, neigte sich nach vorn, verdrehte die Augen und streichelte das rußgeschwärzte Glas. "Was soll ich mit dem restlichen Geld machen?" fragte er.

"Bald - Palladium kaufen", sagte die Lampe schnippisch.

Er kicherte. "Das ist ja nicht zu fassen! Mann, bin ich besoffen! Palladium kaufen!" Er hielt die Flasche gegens Licht; natürlich, die war leer. "Palladium kaufen!" blökte er. Er blätterte in dem Chartheft herum. Da war es, eine ganz schöne Fieberkurve. 1978 kostete die Feinunze 50 Dollar, ein Kontrakt von 100 Unzen war damals also 5000 Dollar wert. "1980 war der Topkurs 350 Dollar, Kontraktwert also 35 000 Dollar, da konnte man was verdienen!"

Und dann ging ´s wieder abwärts. 1982 nochmal 50 Dollar. Und dann immer 'ne Achterbahnfahrt zwischen 100 und 175..."

Er suchte in einer zerknüllten Tageszeitung herum, eine Woche alt war sie. Jetzt schwitzte er fast, seine Finger zitterten über die Kurstabellen. Da war es, 88 Dollar. Kontraktwert 8800 Dollar, gestern hatte er fast soviel gehabt, aber egal, man brauchte für den Einschuss sowieso nur 800 Dollar. Für einen Kontrakt. Und es würde wohl noch einmal auf 75 oder gar 50 Dollar fallen, ehe es wieder stieg. Bei 75 würde er einen Kontrakt kaufen, bei etwa 60 noch einmal zwei Kontrakte. Insgesamt also drei Kontrakte, Einschuss 2400 Dollar.

Er beugte sich nah an das verglimmende Feuerchen; seine Augen glühten.

"Mit 2400 Dollar kann ich 100.000 Dollar verdienen, vielleicht 200- oder 300.000!" flüsterte er.



Zeichnung Manfred Böttcher

Aber warum war Palladium mal so billig wie der letzte Dreck, dann wieder irrsinnig teuer? Wer braucht denn so'n Zeug? Ein Edelmetall, wird aber vor allem in der Industrie verwendet. Für Auto- und Chemiekatalysatoren zum Beispiel. Dafür ist es das beste Metall. Jetzt waren die Zinsen hoch, Geld knapp und teuer, da kaufte kein Produzent Palladium auf Vorrat. Wer Geld übrig hatte, gab's lieber zur Bank und kassierte die hohen Zinsen. Dafür müssen dann alle, die das Palladium dringend brauchen, ein, zwei oder drei Jahre später den steigenden Palladium-Preisen hinterher rennen und 100, 200 oder 300

Prozent mehr zahlen. Viel mehr, als die Zinseinnahmen für das damals angelegte Geld. Eigentlich Idioten. Die riesigen Preisschwankungen hingen also auch mit der menschlichen Dummheit zusammen. Ja, und er, Joe, er war schlauer!

Er zog, auf der Matratze liegend, die Knie an sein Gesicht und wickelte sich in die Decke ein.

"100.000, vielleicht 200.000 oder 300.000 Dollar", flüsterte er wieder.

Langsam kroch die eisige Kälte in seine Gliedmaßen. Aber das spürte er schon nicht mehr.



## **Gefängnis**

Stäbe nach unten

Stäbe quer

Da bist du unten

Legst dich quer

Bleibst immer hängen

Im halben Licht  
Willst alles sprengen  
Aber du selber brichst.  
Mauern vorm Gesicht  
Der Himmel ´n Fleck  
Mehr isses nicht  
Dein Saft fließt dir weg  
Drehst dich im Kreise  
Stunden tropfen in ´ Stein  
Wirst ganz leise  
Lebend Toter sein.

Jahre später – hast wieder Luft  
1000 Schritte  
Und Weiberduft  
Dick Wurst auf der Schnitte  
Und Tage mit Sinn  
Doch im ersten Kreise  
Bist du wieder drin  
Der Vorhang fällt, ganz leise.

Siehst Stäbe nach unten  
Siehst Stäbe quer  
Fühlst dich gebunden  
Legst dich quer  
Bleibst wieder hängen  
Im halben Licht  
Willst alles sprengen  
Doch bewegst dich nicht  
Es würgt dir im Kragen  
Egal, was du machst  
Spielst: Nicht verzagen  
Und lachst!

### **Flüchtige Begegnung**

Zum ersten Mal seit Jahren sah er sich nackt in einem Spiegel. Er hatte noch die Muskeln von damals, und die geschmeidigen, katzenhaften Bewegungen des schnellen Hürdenläufers. Jetzt, da er sich so wiederbegegnete, fühlte er sich besser. Andere waren dünnhäutig geworden, hatten Haare und Zähne verloren. Er ließ seine Muskeln

spielen, umfasste den Spiegel, als wolle er sein Bild umarmen.

Nun dachte er wieder an die junge Engländerin; eine Stunde lang hatte er ihr im Zug gegenüber gesessen. Ich muss sie wiedersehen, dachte er.

Er zog sich hastig an, Jeans, helle Sportjacke, weiß-blaue Sportschuhe, rannte die knarrenden Treppen hinunter. Der Himmel war blau, nur mit ein paar Wolken betupft.

Er lief die enge Straße entlang, im Schatten der alten grauschwarzen Mietskasernen.

Ein paar hundert Meter bis zu der breiten Geschäftsstraße mit den großen, noch blattlosen Linden. Nach links hin schien die Allee endlos zu sein; rechts war der Bahnhof mit der riesigen glasverkleideten Stahlkonstruktion.

Noch am selben Tage, das wusste er, würde die Engländerin wieder zum Bahnhof gehen.

Er hoffte, dass sie dieselbe Straße zurückkommen würde, in der sie am Morgen verschwunden war, setzte sich in den Vorgarten der Eckkneipe, aß eine Suppe, las Zeitung. Später schlenderte er auf dem Bahnhofsvorplatz und in der Bahnhofshalle herum.

Am Abend hatte er die Hoffnung eigentlich schon aufgegeben. Er saß auf der Bahnhofstreppe und schaute in die untergehende Sonne. Fast die ganze Zeit hatte sie in einem dicken Kunstbuch gelesen. Erst kurz vor dem Aussteigen klappte sie das Buch zu, und da hatte er sie angesprochen. Ob sie Kunst studiere, hatte er gefragt. Ja, und die nächsten drei Semester in Deutschland.

Es wurde kühl, und er stand auf, lief in die Bahnhofshalle, suchte

noch einmal die Bahnsteige ab, rannte die Treppe hinab, da sah er sie: Lange dunkle wellige Haare, der volle Mund, ein paar Sommersprossen um die Nase herum; den kleinen schwarzen Lederkoffer in der Hand. Er wollte stehen bleiben, stolperte aber noch ein paar Stufen tiefer, starrte in ihre dunkelblauen Augen. Sie lächelte.

"Ich habe... ich habe dich den ganzen Tag gesucht", stammelte er. Ihr Lächeln verschwand, sie schaute zur Seite. Er zupfte an seiner Jacke, strich sich über die Haare.

"Kannst du nicht später fahren?" fragte er hastig.

Sie seufzte, stellte den Koffer auf die Erde, verzog die Mundwinkel, stemmte die Hände in die Hüften, schüttelte den Kopf.

"Ach was!" rief er, "England kann warten."

Er nahm ihren Koffer, drehte sich um und ging die Treppen hoch. Sie schimpfte, aber es klang eher lustig, ein endlos sprudelndes englisches Zwitschern, von dem er kaum etwas verstand. Er schloss den Koffer in ein Fach und gab ihr den Schlüssel.

Sie schüttelte den Kopf. "Ich dachte, du bist schschuchtern", sagte sie, und lächelte verlegen, "aber bist du gar nicht. Du bist schschrecklich und schlimm!"

Er lachte laut, nahm ihre Hand und sagte: "Komm!" Die Sonne versank hinter den Häusern. Ihr Feuer erlosch in einem grau violetten Dunst. Auf den Straßen gingen die Lichter an. Ein Tor mit großen steinernden Säulen und antiken Figuren, dahinter ein großer Park.

Sie setzten sich auf eine Bank vor dem Ententeich, die Böschung mit Holzpfählen befestigt. Kleine, mit Schilf bewachsene Inseln.

Ein Erpel war ganz damit beschäftigt, sich gegen einen Nebenbuhler zu behaupten. Er blieb nah am Weibchen und wagte es kaum, den Schnabel ins Wasser tauchen.

Sie beobachteten dieses Spiel, und er verglich es schließlich mit dem menschlichen Verhalten: Ganz so schlimm sei es da aber wohl doch nicht.

"O, ich habe das schon so erlebt", erwiderte sie vergnügt.

Er legte seinen Arm hinter ihr auf die Banklehne, neigte sich zu ihr, schaute ihr in die Augen und grinste.

"Hattest du mal einen so erpeligen Freund?" fragte er. "Hast du überhaupt einen Freund?"

Sie kicherte so laut, dass die Enten vor Schreck aufquakten und wild mit den Flügeln schlagend übers Wasser liefen.

Sie lachte, bis ihr der Atem ausging. "He ´s flattering", sagte sie schließlich. "Einen Freund? O, I've got loads of friends!"

Er verstand das nicht ganz; sie spielte mit Worten.

"So you need one friend", erwiderte er vorsichtig.

Sie sah ihn erstaunt an; jetzt hätte er sie küssen können. Aber er hatte Durst, und da mochte er nicht küssen. Er schlug vor, in den "Schsmuse-Keller" zu gehen, der in Wirklichkeit nur "Bierkeller" hieß.

Der Keller hatte viele Ecken und Winkel, in denen Tische und Stühle aus rustikalem Holz standen.

Die kleinen vergitterten Fenster waren in den Bürgersteig eingelassen. Es war laut, Musik und Stimmengewirr. Die Luft voller Rauch. Ein freier Platz war nicht zu finden, und auch an der Theke drängten sich zu viele.

Sie verzog ihr Gesicht. "Komm, wir gehen wieder!" sagte sie.

"Aber ich habe großen Durst", sagte er. Sie tranken eine große Bitter Lemon, dann drängelten sie sich nach draußen. Auch auf der Treppe kamen Leute entgegen. Er wich eine Stufe zurück, fühlte am Rücken ihren Busen, machte auf dem Absatz kehrt, tupfte mit der Nase ihr Gesicht. Er roch ihre Haare, ihre Haut... eine Locke kitzelte ihn, dann spürte er ihren Mund, warm, kühl, erfrischend, betäubend. Sie wurden an die Mauer gedrückt.

Einige riefen irgend etwas, ein anderer piff.

Er nahm ihre Hand, zog sie Treppe hoch, dem Mond entgegen, in die schwarzen, tausendfach verästelten Baumschatten des gegenüberliegenden Parks. Sie verglich diesen Anblick mit einem Bild von Rousseau, Karnevalsabend. Ob er es kenne, fragte sie.

Er schüttelte fast unmerklich den Kopf, und sie beschrieb das Bild: Die Bäume und der Mond, genau wie in diesem Park, und ein Pärchen ganz in Weiß, links eine kleine Laube.

"Eine Schmuselaube?" fragte er.

Sie lachte, tat ihm diesmal aber nicht den Gefallen, das Wort zu wiederholen. "Viel zu kalt. Im Sommer vielleicht."

"Schade", seufzte er, "und eine Karnevalsliebe ist wohl auch sehr kurz." Sie legte den Finger auf seinen Mund. "Man kann so einen Abend ja anders nennen..."

Sie setzten sich auf eine Bank, aber schon bald schoben sich schwarze Wolken vor den Mond; es war windig und kalt.

Er sprang auf und ergriff ihre Hand. "Wohin?" fragte sie. Er zog sie hinter sich her; Richtung Bahnhof, aber durch Seitenstraßen. Der Wind blies wütend dagegen.

"Wohin gehst du?" rief sie. Er zeigte auf die Lichter an einem großen Gebäude. "Der Bahnhof, dort ist der Bahnhof!"

Sie schien das nicht zu glauben.

"Es ist die Nordseite."

Plötzlich blieb er stehen und nahm sie in die Arme. Der Wind wühlte in ihren Haaren.

"Hier in dieser Pension wohne ich, ganz oben, die kleine Dachwohnung", sagte er. Er strich mit einem Finger über ihre Augenbraue, die Wange hinab, über den Mund.

Die ersten Regentropfen fielen. Sie kicherte leise und sagte: "Du bist schschrecklich und schschlimm!"

Es war ein altes Haus. Die abgelaufenen Treppen knarrten. Eine kleine Diele, ein Zimmer, Küche, Bad. In der Diele ein großer Spiegel. Im Zimmer ein abgelaufener Teppich, ein Schrank, ein Bett mit Tagesdecke, davor ein Tisch und zwei Stühle.

Er setzte Teewasser auf. Sie trat vor den Spiegel und kämmte sich.

Er stellte sich hinter sie, nahm ihr den Kamm aus der Hand, und nun kämmte er sie. Dabei schaute er in den Spiegel und dachte:

*Eigentlich ein schönes Paar.*

Wo er denn herkomme, wollte sie wissen, ob er für längere Zeit in der Stadt bleiben wolle, was er denn von Beruf sei.

Das Wasser kochte, er lief in die Küche, goss den Tee auf, wandte ihr dann aber den Rücken zu und sah zum Fenster hinaus.

"Ich mag jetzt nicht darüber reden", antwortete er, "ich bin über

die Grenze gekommen. Ich fange alles neu an, als wäre ich neugeboren. Nein, jetzt nicht solche Fragen..."

Er brachte das Teegeschirr ins Zimmer. Sie setzte sich neben ihn aufs Bett, erzählte, wie schon im Zug, von ihren Eindrücken in Deutschland. Erst als sie von der Zukunft redeten, taute er auf. Er wollte auch studieren...

An die Fensterscheiben prasselten Regentropfen. Sie küssten sich. Seine Hände glitten von ihren Kopf über den Körper, erst zögernd, tastend, dann immer sicherer. Er zog sie langsam aus.

Sie wehrte sich nicht, sagte nur: "Wie ein Neugeborener machst du das aber nicht... but I don't want to." Schließlich lag sie nackt neben ihm, und je länger er sie streichelte, desto mehr schwebte er auf einer Wolke irgendwohin.

Er knöpfte sein Hemd auf; sie drückte ihn ein wenig von sich. "No, please, I don't want to", wiederholte sie. Als er sein Hemd ausgezogen hatte, sagte sie wieder: "Please, I don't want."

Die Wolke zerplatzte. Sein Kopf sank ins Kissen, und tiefer, in eine endlose Tiefe.

"Are you upset?" fragte sie.

Er antwortete nicht. Ohne aufzusehen, das Gesicht im Kissen, klammerte er seinen Arm um sie, als suche er einen Halt.

"What is it", sagte sie leise, "show me your face... lass mich in dein Gesicht sehen!"

Sie zupfte an seinen Haaren, versuchte, sich aus der Umklammerung zu lösen, aber er presste sie nur noch fester an sich. Sie

spürte etwas Erschreckendes, Unbekanntes.

"Let me get up", wimmerte sie; wand sich heftig, dann war sie frei.

Sie kleidete sich langsam an, setzte sich wieder aufs Bett.

"Bitte, schau mich an, bitte", sagte sie, mit den Tränen kämpfend.

"Please!"

Er hörte eine Weile nichts, dann, wie sie in ihrer Tasche kramte, schluchzte und heftig die Nase schneuzte.

Die Dielen knarrten. Die Klinke klackte, die Tür quietschte. Leiser werdende Schritte auf der Treppe.

Er öffnete die Augen, starrte gegen die Wand; stand langsam auf, ging ins Bad, hielt den Kopf in den Wasserstrahl. In der Diele blickte er in den großen Spiegel.

*Mein Gott, sie ist weggelaufen*, dachte er.

Er zog sich hastig an, rannte hinunter. Es regnete noch, aber bis zum Bahnhof war es nicht weit. Lautsprecher plärrten. Er rannte zum Bahnsteig hinauf. Ein Zug fuhr gerade an. Er versuchte, in die Fenster zu schauen, rannte nebenher. Am Ende des Bahnsteigs blieb er regungslos stehen, bis die Schlusslichter verschwanden. Er schlurfte langsam zurück.

Vor dem Bahnhof standen zwei Taxis an einem überdachten Stand, die vorderen Türen geöffnet. Die Fahrer saßen auf einer Bank, redeten und rauchten Pfeife.

"Haben Sie eine junge Frau gesehen", fragte er, "lange dunkle Haare, kleiner schwarzer Lederkoffer..."

Die beiden schüttelten den Kopf, und der eine, er trug eine

Schiffermütze, sagte noch: "Nee!"

"Aber sie muss hier vorbeigekommen sein!"

Der mit der Schiffermütze sagte: "Tut uns leid, haben wir nicht gesehen. Wir gucken auch eher zu den Leuten, die von den Zügen kommen."

Er öffnete den Mund, als wolle er noch etwas sagen, doch dann drehte er sich um und ging über den Bahnhofsvorplatz zur Allee. Er durchstreifte die wenigen Lokale, die noch geöffnet hatten, streunte noch einmal durch den Bahnhof. Dann gab er auf.

Langsam stieg er die knarrenden Stufen hoch. Regenwasser tropfte von ihm herab; die Schuhe hinterließen kleine Wasserlachen.

Das Zimmer zu klein, feindlich. Wie der Magen eines Ungeheuers. Wie eine Zelle. Er dachte an einen Traum... vor einigen Wochen, kurz vor der Entlassung aus dem Gefängnis:

*Er rannte über den Gefängnishof und sprang wie ein Superhürdenläufer über die Mauer. Doch da war noch eine Mauer. Er sprang wieder darüber, aber nicht ganz so schwungvoll wie beim ersten Mal. Noch eine Mauer. Er spürte, wie die Kräfte nachließen, und da war schon die nächste Mauer. Ein endlose Kette aus Mauern.*

Er riss das Fenster auf. Die Straßen menschenleer. Grellrotes Neonlicht

leckte über den Asphalt. Wo war er eigentlich? Hinter oder vor den Mauern? Wie hieß eigentlich die Stadt, der Bahnhof? Er war doch gerade dort und hatte die Schilder gesehen. War da wirklich ein Bahnhof, wo er in einen Zug steigen konnte?

Er ging zu dem großen Spiegel und starrte in seine Augen; wippte einen Schritt zurück, ließ seinen Fuß nach vorn schnellen, als wolle er Hürden laufen. Der Spiegel splitterte auf den Boden. Er beugte sich über die Scherben... suchte sein Gesicht.

## Traumstadt



Als ich mitten in der Nacht in Freiburg aus dem Zug gestiegen war und den mir eigentlich wohlbekanntem Weg in die Altstadt suchte, stolperte ich plötzlich über meine Reisetasche, drehte mich im Kreise, wahrscheinlich war auch der Mund aufgeklappt.

Ich erkannte in diesen Sekunden nichts wieder. 20 Jahre war ich unterwegs gewesen, wohin, war nie völlig klar. Eine Zeitreise von Sekunden, und hier waren 100 Jahre vergangen. Doch dann erkannte

ich etwas: Das Gebilde über den Gleisen musste diese Straßenbahnbrücke sein. Die hatte es damals noch nicht gegeben, aber die politischen Auseinandersetzungen darüber. Jetzt hatte ich eine Ahnung, in welche Richtung ich gehen musste. Links quer über die Straße. Die schien mir auch fremd, zwei Spuren hat sie jetzt. Da sind zu viele Autos vor dem Bahnhof, dachte ich. Als ich auf der anderen Seite war, drehte ich mich noch einmal um.

Die Brücke für die Straßenbahn war hier vielleicht sinnvoll. Aber die in Betzenhausen nicht, da hätte eine Ampellösung ausgereicht. Und das eingesparte Geld hätte man für eine Auto-Tunnel vor dem Bahnhof verwenden können.

In der Eisenbahnstraße war wieder alles vertraut. Alles wie damals. 20 Jahre wie Sekunden. Und die nächsten 20 oder 30 Jahre? Sekunden. Also bin ich sowieso fast schon tot.

Ich ärgerte mich über diesen Gedanken. Er rieselt wie ein Bächlein in meinen Gehirnwindungen, rieselt und rieselt. Und ich hatte gehofft, der 1000-Kilometer-Sprung von Berlin nach Freiburg würde nicht nur mein Fleisch und meine Knochen herbringen, sondern auch das eigentliche Sein, also das, was dem Fleische das Leben einhaucht - aus der Grube reißen und der reisenden Materie hinterher schnelzen lassen wie etwas, das sich in einem 1000-km-gedehnten Gummi befand.

Im Moment war mir nicht völlig klar, in welchem Zustand ich war: Sein oder Nicht-Sein? Ging mein Körper hier wie ein Roboter spazieren, waren meine Augen nur eine Kamera, die einem Film aufnahmen - oder lebte ich durch und durch? Ich würde es wohl noch erfahren.

Ich ging langsam in die Stadt, in der ich vielleicht hätte leben können.  
Leben!

Die Post war offensichtlich ausgebaut worden, aber die alten Telefonzellen stehen noch, und sie sind auch noch gelb, als gehörten sie zur Post. Auch die Weinreben im Colombipark schienen dieselben zu sein.

Die Unterführung, die Rathausgasse, alles wie damals. Am Rathausplatz kühlte ich mir in dem Bächle die heißen Füße, und ich trank dieses kühle, frische Quellwasser aus dem Brunnen. Lebenswasser. Könnte man damit sich doch in der Zeit zurück trinken.

Hier auf diesem Platz war ich ihr das letzte Mal begegnet, das war drei oder vier Jahre nach dem "Aus". Wir waren stehen geblieben, sagten irgendwas, sie legte den Kopf auf den Arm ihrer Freundin und schaute mich an. Ihre Gestik und ihr fast unhörbares Seufzen erzählten mir, es sollte mein Arm sein, an den sie sich schmiegen wollte.

Jetzt wurden die 20 Jahre, die vorhin zu Sekunden schrumpften, zur Unendlichkeit. Der Unterschied zwischen Leben und Tod. Wie kann dieser Platz noch so aussehen wie damals, so nah sein wie damals, und die Sekunden dieser letzten Begegnung in so entsetzlicher, nie überwindbarer Ferne sein?

Ja, warum hatte ich nicht getan, was ich eigentlich tun wollte? Es war dieselbe Grube wie heute, nur hatte ich es nicht gewusst. Damals hatte ich noch die Kräfte, um hin und wieder durch die unsichtbaren Mauern zu gehen und diese fremde Macht scheinbar abzuschütteln. Aber die Grube, das Grab hat Zeit. Es war immer da und ließ mir auch

damals nur meine Freigänge.

Es war da seit diesem Stasi-Keller vor fast 40 Jahren. Als ich dort reinkam, irgendwo unter der Erde, statt der Sonne so etwas wie eine 15-Watt-Birne, da waren diese dicken Mauern und diese dicke stählerne Tür langsam auf mich zugekrochen. Die wollten mich nicht erdrücken. Die wollten mich umarmen. Der Kuss der Mauern war nicht nur flüchtig, der war für die Ewigkeit. Die mich gefangen hielten waren Feinde. Ich zeigte keine Gefühle, keine Angst, kein Leiden. Gleichgültigkeit als Schutzschild. Härte als Schutzschild, jahrelang.

Wie konnte ich wissen, dass dies meine Lebensschule war? Ich hätte es nie akzeptiert, ich hätte es überwunden, aber verdammt, ich wusste es damals nicht. Ich wusste nicht, dass die Mauern mich umarmten, als ich IHR auf dem Rathausplatz gegenüberstand. Und wie konnte ich ahnen, dass jede Festlegung, auch eine Festlegung zu IHR, aus der Sichtweise der Grube gedeutet wurden? Jede Festlegung bestand aus vier dicken Mauern um das Sein herum, die vier Wände des Gefängnisses, oder des Grabes.

Die Dummheit des Seins macht mich maßlos betroffen, aber hier sehe ich auch, dass es Dummheit eigentlich gar nicht gibt. Das Sein ist in der engen Grube gefangen, und diese Grube ist hinterhältig unsichtbar. Sichtbar wird nur das eigene, verstümmelte Handeln.

Ich schlief lange; war der letzte beim Frühstück. Ich bummelte in der Stadt herum. In Schaufenstern las ich Immobilienangebote. Sollte ich hier etwa eine Eigentumswohnung kaufen? Ich verwarf den Gedanken. Einen Garten brauchte ich, und dazu war es hier zu eng.

Grundstücke waren hier drei-, vier- oder fünfmal so teuer wie am Stadtrand Berlins.

Ich lieh mir ein Fahrrad, und fuhr nach Sankt Georgen über die Weinberge auf en Schönberg. Das war ´s, was ich brauchte: den Blick in die weite Ebene. Wenn ich in der Grube war - hier kam ich raus. In den nächsten Tagen wollte ich ganz nach oben fahren, zum Schauinsland und zum Schluchsee.

Damals hatte ich meine erste Studentenbude in St. Georgen. Den Weg zurück fuhr ich nun so wie damals, wenn ich in die Stadt fuhr.

Aber die holprigen Bordsteinkanten gab ´s nicht mehr, und auch nicht die gefährlichen Stellen, wo die Radfahrer plötzlich auf die Straße geleitet wurden. Einige Autofahrer hatten mal in der Zeitung auf die Radfahrer gemeckert, und ich hatte daraufhin den Weg aus der Sicht des Radfahrers genau beschrieben. Konnte es denn sein, dass die Stadtväter sich das zu Gemüte geführt hatten?

Ich kam noch rechtzeitig zum Münster, der Pförtner war noch da. Ich zahlte die zwei Mark und ging langsam hoch, Stufe für Stufe, Stein für Stein; ich versuchte die Strapazen und Leiden nachzuempfinden, die hier drin steckten. Wie viele hatten sich hier zu Tode geschunden?

Auf der Plattform, da, wo der riesige Turmhelm beginnt, ist man ganz dem Wetter ausgeliefert: Licht, Wind, Sonne, Regen dringen ungehindert durch das gewaltige Gefüge aus Filigranen, und schaut man in die Höhe, könnte man meinen, die gewaltigen Steingebilde schwebten in den Himmel.

Wie hat man es geschafft, sie ohne Riesenkräne aufeinander zu fügen? Benutzte man damals große Flaschenzüge? Wie viele Arbeiter waren da wohl in die Tiefe gestürzt?

Ich hätte lange in diesen steinernen Himmel schauen können, aber der Mann an der Kasse hatte gesagt, in 20 Minuten werde der Turm geschlossen, und so lief ich auf den schmalen Treppen weiter nach oben. Auf der höchsten Plattform wollte ich wieder in die Ferne schauen, aber das schien irgendwie nicht möglich. Als wären meine Augen aus Eisen und unten eine gewaltige Schwerkraft, galt plötzlich mein einziges Interesse, was denn unten am Fuße des Münsters zu sehen sei. Ich zog mich also am Sims hoch und lag dann flach auf der Mauer, hoffend, dass mich niemand in dieser irrsinnigen Lage sehen würde. Wurde mir schwindlig?

Der Marktplatz schien sich um das Münster zu drehen, erst langsam, dann immer schneller. Oder war der Wirbel nur in meinem Kopf? Ich wusste nicht mehr, was oben und unten war. Die Pflastersteine, die Schirme, die Menschen, die Häuser wurden kosmische Brocken, die rasend schnell um ein schwarzes Loch kreisten. Alles stürzte dort hinein, und ich war mittendrin, seltsamerweise ohne Angst.

Ich spürte einen gewaltigen Aufschlag, aber es tat nicht weh. Als würden nur die Mauern, die mich umarmten, bersten. Eine Explosion von Licht, ich schwebte über der Stadt und sah IHR Gesicht. Ein paar Leute winkten und schoben eine Zeitleiter zu mir hin, ein ähnlich Ding wie eine Gangway auf den Flughäfen, nur viel höher.

Ich wollte hinabsteigen, 20 Jahre zurück steigen und leben, leben,

leben.

Glockengeläut dröhnte in meinem Kopf, und ich war plötzlich ganz woanders. In einem Bett! Das Bett im Hotelzimmer! Ich sprang in die Höhe, schwankte, als wäre der Wirbel noch im Kopfe, schaute aus dem Fenster über die Dächer zum Münster hin. Was um Himmels Willen war geschehen? Ach, ich hatte nur geträumt. War das ein guter Traum gewesen? Oder ein schlechter?

Ich zog meine Schuhe an und ging zum Münster.

## **Wenn ich tot vom Himmel fall´**

Du bist ein Baum  
Der fliegen will  
Deine Wurzeln schmerzen  
In der Erde.  
Denn ich bin ein Vogel  
Der durch die Lüfte flattert  
Und ab und zu  
Bei dir zu Aste sitzt.

O ja, ich möchte Wurzeln schlagen  
Doch Ruhe find´ ich erst  
Wenn ich tot vom Himmel fall.  
Und du?  
Wenn deine Äste fliegen  
Werden deine Blätter dorren.

Irgendwann  
Werden wir Hochzeit feiern.

## Das Lösungswort

Hochzeitpaare erscheinen mir immer wie Wesen einer anderen Welt. Nun bin ich zu einer Hochzeit eingeladen. Der Sohn meiner Freundin Ursula aus Magdeburg, Mathias, und Margitta, die beiden Namen passen gut zusammen, finde ich. Ursula hatte mich gebeten, für Mathias eine schwarze Cordhose mitzubringen. Ohne die Hose würde die Hochzeit platzen, meinte sie am Telefon. Dabei lachte sie, aber ich weiß, es ist nicht bloß ein Scherz.

Wenige Tage später bekomme ich die Grenzübergangspapiere. Am 12. Dezember reise ich ab. Von Bamberg aus nach Probszella, über die Grenze, Leipzig, Magdeburg. Nur ein paar hundert Kilometer, aber die Reise dauert fast acht Stunden. Gegen 19 Uhr bin ich da. Es ist neblig trüb, auf den Straßen schmutzige Schneeflecken. Blassgelbe Straßenbeleuchtung, dreckige Häuser, bröckelnder Putz, immer noch Ruinen. Kulisse für Filme aus der Nachkriegszeit.

Aber die neue Zeit ist längst zur endlos dahinsiechenden Gegenwart geworden, ihre Denkmäler quälen die Augen. Der kaltschnäuzige Zuckerbaustil im Zentrum der Stadt, HO Läden, die verrostete Reklame der "Volksstimme", rote Transparente mit politischen Parolen.

Ursula wohnt in einer kleinen Seitenstraße, praktisch im fünften Stock, oben im Dachgeschoss, das in wohl in guten Zeiten zu einem Atelier ausgebaut worden war. Rechts die verfallenen Mietskasernen,

links der kleine Park. Der kleine weißgraue Trabant steht vor ihrem Haus. Irgend jemand hat das Kellergeschoss des Hauses Nummer 5 mit grellgelber Farbe bemalt, wirkt wie dicke Schminke auf einer Mumie. Oben im Atelier brennt Licht. Vom Treppenflur aus ein Blick in den Hinterhof. Ich erkenne nichts, dort ist die Nacht tiefschwarz. Am Tage sieht es schlimmer aus. Gerümpel, vor allem die vergammelte Couch; seit zehn Jahren liegt sie dort unten.

Schritte und Stimmengewirr.

"Da ist er ja!" ruft mir Ursula entgegen. Dann fragt sie sofort, ob ich die Cord-Hose mitgebracht habe. Ich will sie einen Moment enttäuschen, ihre Reaktion sehen.

"Solche Hosen waren nicht mehr vorrätig!" rufe ich.

Ihr Gesicht wird dunkelrot, an der Schläfe schwillt eine Ader. Unter ihren dünnen aschblonden Haaren flammt die Kopfhaut auf.

Sie ist 45 Jahre alt, wirkt aber viel jünger, vor allem, wenn sie lacht. Jetzt weint sie fast, ihr Gesicht schlägt scharfe Falten; jetzt sieht sie älter aus.

"Natürlich habe ich die Hose!" rufe ich schnell.

Sie droht mir, schwingt mit der rechten Hand die Torte in die Höhe, ich ducke mich instinktiv und sie freut sich über die gelungene Revanche. Jetzt drängeln hinter Ursula ein paar andere Leute nach, alle tragen irgend etwas von dem großen Hochzeitsmahl die Treppen runter. Ursula drückt mir die Torte in die Hand.

"Kannst gleich mitmachen", sagt sie, "kommt alles unten ins Auto."

Ich lasse meinen kleinen Koffer auf der Treppe stehen, nehme die Torte, Treppen runter, Torte ins Auto, Treppen wieder hoch, diesmal trage ich den Koffer in die Wohnung. Zwei große Räume, eine Wand zur Straße hin gibt es nicht, jedenfalls nicht aus Stein: alles Glas. Ein Raum wird tatsächlich als Atelier genutzt, die andere Hälfte, durch eine verschiebbare Wand getrennt, ist Wohn und Schlafräum. Ursula ist Fotografin. Jahrelang hat sie hier mit einem Maler zusammengelebt.

Die ganze Wohnung ist voller Bilder und Fotografien. Hin und wieder macht sie große Ausstellungen, zum Beispiel im Magdeburger Dom, sie arbeitet für Zeitungen, aber sie erhält keine Steuernummer. Seit 20 Jahren wartet sie auf ihre Zulassung; sie arbeitet eigentlich illegal.

Man schaut in Baumwipfel, unten der kleine Park, und weit hinten der große Dom. Der Fußboden ist voller Töpfe, Geschirr, Torten, Salat und Wurstplatten. Wieder Treppen runter, Treppen rauf. Zwischendrin verschlinge ich einen Teller Salat.

Anderthalb Stunden später haben wir's geschafft, alles ist in der Hochzeitswohnung, ein paar Straßen weiter. Erst bei der letzten Fahrt steige ich mit ins Auto. Mathias scheint die Art der Begrüßung von seiner Mutter geerbt zu haben. Gleich auf der Treppe schreit er: "Hast du die Cord-Hose mit?"

Ich mache diesmal keinen Scherz, schwenke sofort die Tüte mit der Hose, übergebe sie ihm nebst einer riesigen Schachtel Konfekt und zwei Tafeln Schokolade. Er umarmt und küsst mich. Ich denke: So was gibt's nun wieder im Westen nicht...

Ursula will ihren Jungen im Hochzeitsstaat sehen. Zu der schwarzen Hose ein weißes Sakko. Auch das ist von mir, nur etwas älter... Ich hatte es vor Jahren in einem Paket mitgeschickt. Seltsam, dass es noch immer weiß ist.

Mathias ist lang und dürr, ganz anders als die Mutter. Seine Arme schlenkern hin und her, wenn er vor dem Spiegel herumtanzt. Die Ärmel des Sakko sind etwas zu kurz. Er sieht aber trotzdem gut aus. Dunkelblaues Hemd, weiße Fliege. Er lacht, große, kreuz und quer gewachsene Zähne; noch ein paar Tupfer Hochzeitsweiß.

Wer ist eigentlich die Braut? In dem Durcheinander hat niemand daran gedacht, sie mir vorzustellen. Langsam merke ich, wer es ist: die große Blonde. Sie trägt, wie er, eine Brille. Groß und schlank ist sie, aber nicht dünn. Klasse Figur, denke ich. Aber sie lässt sich von dem zottigen jungen Schäferhund die Hand ablecken, nicht gerade appetitlich.

Eine Stunde lang wogt alles hin und her, dann hat Ursula genug, und auch ich sehne mich nach der langen Fahrt nach Ruhe.

Wir verabschieden uns, fahren zurück, noch ein kleiner Spaziergang. Kurz nach 22 Uhr sind wir wieder in der Atelier-Wohnung. Der linke Turm des Doms sieht aus, als hätte er einen Heiligenschein. Der Mond steht genau hinter dem Turm; wir warten, bis er langsam hervorkommt und wie ein riesiger Lampion zwischen den Türmen hängt. Eigentlich wollen wir noch sehen, wie er zu dem zweiten Turm wandert, aber eine große dunkle Wolke löscht ihn aus. Wir schmusen ein wenig, und als Ursula aufsteht, um auf der ausziehbaren Couch das Bett herzurichten, nicke ich auf dem Sessel ein. Ursula lässt mich schlafen.

Der Morgen ist wieder neblig trüb. Alles ist grau. Die Domspitzen zwei verschwommene Schatten am Himmel.

Die Hochzeit ist um halb zwölf angesetzt. Um halb neun hat Ursula noch einen Auftrag zu erledigen. Auch eine Hochzeit. Ein gutes Geschäft, weil die Leute da haufenweise Bilder bestellen. Ich frage, warum diese Hochzeit in dem prunkvollen Rathaus stattfindet, während Margitta und Mathias in dem schmucklosen Standesamt in der Hegelstraße heiraten. Heiraten im Rathaus die Bonzen?

In diesem Fall ist der Verdacht unbegründet: Im Rathaus kann jeder heiraten, nur muss man sich lange vorher anmelden. Mathias und Margitta haben sich erst vor zwei Monaten kennengelernt, 14 Tage, nachdem Mathias aus dem Knast gekommen war. Diebstähle, dafür zunächst ein Jahr auf Bewährung. Später im Suff eine Telefonzelle demoliert und obendrein Bewährungsauflagen verletzt. Daraufhin hatte er das eine Jahr und drei Monate Nachschlag absitzen müssen.

Margittas Eltern waren entsetzt über diese Vergangenheit; sie haben die Tochter aus der Wohnung geworfen. Seitdem wohnt sie erst recht bei Mathias.

Um zehn vor halb zwölf sind Ursula und ich im Standesamt. Im Flur ein Nische, darin ein Weihnachtsbaum und ein Bild mit Willi Stoph, dem Vorsitzenden des Ministerrats. Ursulas Freundin Christa und ihr fünfjähriger Sohn Markus sind schon im Warteraum.

Um halb zwölf ist unser Brautpaar noch nicht da. Die Standesbeamtin schaut nach, fragt; wir erklären, das Paar werde wohl gleich kommen. Sie zeigt Verständnis - und ein bisschen vom

Oberschenkel. Schwarzer langer Rock mit Schlitz. Ich frage mich: *Ist das noch feierlich?*

Um fünf nach halb werden wir ungeduldig. Ich überrede die anderen, einen Zungenbrecher zu üben: Blaukraut bleibt Blaukraut, und Brautkleid bleibt Brautkleid.

Um zehn nach halb das nächste Brautpaar mit einem Dutzend Gästen, aber nun drängeln sich auch Margitta und Mathias zwischen den Leuten hindurch. Beide ohne Mantel. Bei Mathias geht das ja noch, aber Margitta hat gerade mal ihren weiblichsten Teil der Brust verdeckt, sonst durchsichtige weiße Spitzen. "Nichts Passendes gefunden", japst sie. Auf dem Kopf ein Kranz, der ihr halb ins Gesicht gerutscht ist.

"Das ist wohl der letzte Schrei?" entfährt es Christa. Ursula lacht. Margittas Mundwinkel rutschen noch weiter nach unten. Mathias erklärt, sie hätten ein halbe Stunde vergeblich versucht, den Schleier festzumachen. Margitta steht noch immer vor dem Spiegel, hustet, nestelt am Kranz; Christa hilft ihr.

Ich tu' so, als schaue ich zu. Aber Margittas weißes Hochzeitskleid ist mehr oder weniger durchsichtig, und ich trainiere meine Augen, auch tatsächlich hindurchzuschauen. Ich entdecke ihre blanke Haut, den BH, die Schläpfer.

"Die wird sich noch den Tod holen ohne Mantel", murmele ich zu Ursula. "Lass sie doch, die müssen langsam wissen, was sie tun", murmelt sie zurück.

Die Standesbeamtin möchte vom Brautpaar die Personalausweise

sehen. Mathias schluckt, der riesige Adamsapfel hüpfte auf und ab.

"Hat uns keiner gesagt... woher sollen wir das wissen... haben auch keine Tasche dabei...", stammelt er.

Jetzt wird es spannend. In der DDR und keinen Ausweis dabei. Die Beamtin sagt aber nur: "Haben Sie wenigstens die Ringe mit?"

Ich bin fassungslos. Das wär´ auch in Hamburg oder München ein Wunder, denke ich.

Immerhin, die Ringe können der Beamtin übergeben werden.

Eine große Flügeltür ist weit geöffnet. Der Raum wirkt feierlich. Ein breiter schwerer Tisch, Blumen, rote schwere Vorhänge. Und natürlich das Bild des großen Häuptlings, Erich Honecker. In Farbe, made in German Democratic Republic: Die Gesichtsfarbe unnatürlich gelb, wie auf allen diesen Bildern.

Die drei großen Kerzen passen gar nicht zu diesem Bild. Oder umgekehrt. Die Kerzen machen die Atmosphäre, und das Honecker-Bild passt nicht dazu. Mich beschäftigt die Frage, ob die Kirchen das Spiel mit den Lichtern von den Heiden übernommen haben, ob die Atheisten wiederum das Kirchliche übernommen haben, oder ob solche Lichter mit einem tiefen inneren Bedürfnis verbunden sind, unabhängig von jeder Religion oder Ideologie...

Jetzt kommt auch Margittas Gestalt voll zur Geltung. Sie wirkt wie eine Prinzessin: der Kranz auf den blonden kurzen Haaren, die große schlanke Gestalt, das lange weiße Kleid. Ich gehe direkt hinter ihr und den Brautjungfern; sehe jetzt nur das Weiß, nicht die Haut. Vielleicht

kommt das von dem Licht der großen Fenster vor uns, vielleicht macht's auch die ganze Atmosphäre. Christa tippt mir auf den Rücken.

"Der Brautstrauß", flüstert sie.

Ich nehme die Blumen, tippe nun auf Margittas Rücken.

"Hier, der Brautstrauß", flüstere ich.

Ein paar Sekunden später sitzen wir alle. Das Paar vor dem großen Tisch, wir auf den Gästestühlen. Nur die Beamtin steht, hinter dem Tisch; sie stellt einen Plattenspieler an, feierliche Klaviermusik. Ursula steht auf, um zu fotografieren.

"Moment noch!" ruft sie, "ich muss noch einen Film einlegen."

Die Beamtin stoppt die Musik, steht aufrecht und ruhig hinter dem Tisch, die Fingerspitzen berühren die Tischplatte. Mathias rutscht auf seinem Stuhl hin und her.

"Wie lange sollen wir hier noch sitzen?" fragt er.

Margitta schaut ihn verständnisvoll an. Ursula nestelt am Fotoapparat, der Film fällt auf den Fußboden. Dann setzt sich aber ihre Routine durch, der Film ist drin.

Die Beamtin: "Jetzt fangen wir an, ja?"

Wieder das Klavierkonzert. Es wird tatsächlich feierlich. Die Beamtin stellt fest, dass dieses Paar die Ehe schließen will; sie verliest einige Abschnitte aus dem Familiengesetzbuch.

Dann fragt sie Margitta: "Sind Sie gewillt, die Ehe mit Herrn Mathias K... einzugehen und den gemeinsamen Familiennamen K... zu

tragen?"

Margitta ist gewillt, Mathias ebenso. Jetzt bekommen sie die Ringe "als Symbol der zukünftigen Ehe" wieder ausgehändigt, um sie sich gegenseitig an den Finger zu stecken. Die Beamtin stellt fest, dass das Paar durch seine Unterschrift und das gemeinsame "Ja" die Ehe rechtskräftig eingegangen ist. Die beiden geben sich ein Küsschen, Ursula drückt dabei wieder auf den Auslöser.

Die großen Seitenflügel werden wieder geöffnet. Wir sind aufgestanden, Händedrücken, Umarmungen, Küsschen, Glückwünsche.

Der Flur ist überfüllt mit Hochzeitsgästen. Aber niemand meckert über die Verspätung. Wir quetschen uns durch, lassen unsere Mäntel erst einmal im Warteraum. Vorneweg der kleine Markus mit einem Füllhorn, aus Weiden geflochten. Er verstreut Strohblumen.

Jemand ruft: "Hier noch nicht!"

Auf der breiten Treppe zum Ausgang hinab streut er wieder, und die Pförtnerin schreit: "Hier drin nicht!" Sie stürzt mit Besen und Schaufel aus ihrem Räumchen. Das gesamtdeutsche Beamtenbild stimmt wieder.

Vor der Tür endlich darf der kleine Füllhornengel seine Blumen streuen, aber eben dies scheint ihm verdorben: Er schüttet alle auf einen Haufen. Christa ruft: "So doch nicht!" Aber wir lachen alle und verstreuen die Blumen.

Ursula fotografiert dauernd. Mathias wirft Münzen auf den Bürgersteig, meist Pfennige, aber auch Groschen, Fünfinger und einige

Markstücke. Kinder balgen sich um die Münzen.

Markus will sich entschädigen. "Ich hab' das meiste Geld gekriegt!" schreit er. Tatsächlich eine Handvoll Münzen, aber ein Markstück ist nicht dabei.

Wir holen unsere Mäntel. Das Brautpaar friert und wartet, bis wir zurückkommen. Ursula will noch einmal ins Atelier, um neue Filme zu holen. Ich steige zu ihr ins Auto. Die anderen fahren zur Hochzeitstafel.

Wieder durch die graue Stadt, den Straßenbahnschienen entlang. Zwischen den Schienen ist der Beton gebrochen. Die Bruchstücke ragen an manchen Stellen bedrohlich in die Höhe.

"War eigentlich alles ganz lustig", sage ich.

"Vielleicht, weil's so traurig ist", meint sie.

Einen Moment denke ich, sie meint uns beide. Vor 15 Jahren hatte mich eine Freundin aus Berlin das erste Mal mit nach Magdeburg genommen. Ich sollte Ursula heiraten, damit sie hier rauskommt, raus aus dieser Stadt, raus aus diesem Staat...

Nein, solche versteckten Vorwürfe macht sie nicht. Sie macht nie Vorwürfe. "Meinst du Margittas Eltern?" frage ich; beide waren nicht gekommen. Der Vater hatte erst zugesagt, dann plötzlich abgesagt und 1000 Mark geschickt.

Ursula sagt: "Es ist gut, dass die beiden geheiratet haben. Sollen sie doch. Die passen zusammen, die werden schon klarkommen..."

Ich finde es auch gut", sage ich.

Kurz vor 22 Uhr sind wir wieder im Atelier. Vom großen Fressen und vom Tanzen erschöpft, aber froh über die lustige, traurige Hochzeit, die am Ende doch noch gelungen ist.

"Jetzt ist eine große Last weg", sagt Ursula. "Jetzt ist jemand anders da, die sich um Mathias kümmern muss. Wenn er nochmal in den Knast kommt, muss sie ihn besuchen. Ich geh' dann halt alle halben Jahre mal hin."

In meinen Ohren klingt das nicht hart. In den letzten fünf Jahren ist sie mit dem Bengel nicht mehr fertig geworden. Jetzt hofft sie auf ein bisschen eigenes Leben. Sie hofft auf den Januar. Dann kann sie vielleicht das erste Mal nach 20 Jahren wieder mal rüber. Sie hat einen Besuchsantrag gestellt; ihre Mutter in Hamburg wird 75.

In der Nacht sind wir das erste Mal wieder ganz nah beieinander; wir schmusen. Die Mauer zwischen uns. Ich bin hier, aber ich will nicht hier sein. Ein schlechtes Gewissen, weil ich wegfahren kann... Und ich werde wieder wegfahren...

Am Morgen ist Ursula niedergeschlagen. Sie hatte wieder diesen elenden, seit 20 Jahre immer wiederkehrenden Traum:

*Wie ein Maulwurf wühlt sie sich durch die Erde. Schwimmt durch Wasser, quetscht sich durch ein enges Rohr. Sie hat Angst, dass sie weder vor noch zurück kann. Schließlich eine Halle, die mit Kacheln verkleidet ist, es könnte der U-Bahnhof Stadtmitte sein. Viele Leute warten, aber sie kommen nur durch, wenn sie das Lösungswort kennen. Sie überlegt, was sie mit rübernehmen soll, aber als sie an der Reihe ist, weiß sie das Lösungswort nicht, und sie muss umkehren.*

Nun ist sie froh, dass sie erwacht.

Drei Tage später reise ich ab. Ursula steht auf dem Bahnsteig, lacht, winkt, einen Rosenstrauß in der Hand. Ich habe ihn vor dem Bahnhof gekauft, der vorletzte, zweimarkfünfzig. Ich weiß das Lösungswort. Vielleicht sollte ich es ihr zurufen. Aber ich winke nur.